

Christian Schmidt
Rhapsodie in Grün

Christian Schmidt

Rhapsodie in Grün



edition fischer

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2012 beim Autor
Orber Str. 30, D-60386 Frankfurt/Main
Alle Rechte vorbehalten
Titelbild: Deviant © www.fotolia.de
Schriftart: Palatino 11°
Herstellung: efc/Lo
Printed in Germany
ISBN 978-3-89950-762-1

Alles beginnt mit der Sehnsucht,
immer ist im Herzen Raum für
mehr, für Schöneres, für Größeres.

Nelly Sachs

Inhalt

Vorwort	9
»Rentner« oder nicht »Rentner«, das ist hier die Frage	9
Nimm' dir nur Zeit, du hast ja Zeit	11
Eritis sicut deus	27
Aqua vitae	53
Freiheit, die ich meine	105
Eine kleine Geschichte vom großen Ich	125
»... in der betäubt ein großer Wille steht«	136
Wiese und Rasen	182
Dicentra spectabilis	188
Eiche weiche, Buche suche	207
»Glühwürmchen, Glühwürmchen, schimm're ...«	213
Der Gärtner im Urlaub	217
Der Beifuß	226
Ein Sonntagnachmittag im Garten	231
Was haben Weihnachtsbaum und Dahlien gemeinsam?	242
»Veilchen träumen schon, wollen balde kommen«	246
Man muss mit den Pflanzen reden	248
Mein Freund Antonio	253
Ich liebe meinen Garten	260
Der Garten im Herbst	267
Die Wegwarte (Cichorium intybus)	289
Ein hoffnungslos (verw)irr(t)er Brief aus dem Universum	299
Gedanken im Winter	309
»Wenn Du eine Rose schaust, sag, ich lass' sie grüßen«	321
Ein Fenster zum Garten	342
Nicht nur eine Weihnachtsgeschichte	358

...

Ein Garten braucht Zeit. Früher hatte man sie. Heute hat sie nur noch der passionierte Gärtner. Ich weiß nicht, woran es liegt, dass sich mehr und mehr das Wort passioniert durch pensioniert austauschen lässt. Ein leidenschaftlicher Gärtner legt seinen Garten selbst an. Der gewöhnliche Sterbliche, also der moderne Mensch, hat hierfür keine Zeit. Er rennt von Geschäft zu Geschäft, um Geld zu verdienen. Hochgeschwindigkeitsmenschen sind wir geworden. Es wird mit Lichtgeschwindigkeit kommuniziert. Am liebsten würden wir mit dem gleichen Tempo durch den Alltag hetzen. Überheblich lächelt man über Jules Vernes »In 80 Tagen um die Welt«. Wir schaffen das in 24 Stunden. Wir haben ein neues Zeitverständnis. Unsere Vorfahren lebten noch mit der Natur. Die sorgte für alles, was nötig war; natürlich auch für einen gesunden Umgang mit der Zeit. Beim ersten Hahnenschrei stand man auf und ging mit den Hühnern zu Bett. Was dadurch allein an elektrischem Licht gespart worden wäre, hätte man es gehabt! Heute finden wir die Zeit nicht mehr in der Natur oder am Sternenhimmel über uns, vor dem Kant die allerhöchste Achtung hatte, auch Turmuhren und Glocken sind kein Zeitmaß. Zeitfenster und Zeitmanagement sind angesagt. Früher, als die Zeit noch kein Datum kannte, brauchte alles seine Zeit. Der Jahreszyklus mit den vier Jahreszeiten, der Wechsel der Gestirne, Regenzeit und Trockenzeit, Tag und Nacht, alles schwang harmonisch im ewigen »Sphärenlauf«, weil diese Vorgänge kein Zeitmaß brauchten. Ob mit oder ohne Uhr, der Nil trat regelmäßig ab Juni für 100 Tage über die Ufer und gab der Wüste den nötigen Segen. Was spielten da schon Tage, Stunden, Minuten oder gar Sekunden für eine Rolle? Für Homers Zeitverständnis genügte Eos, die rosenfingerige Morgenröte. Erfolg setzte nicht unbedingt ein subtiles Zeitmanagement voraus. Weil für uns Zeit aber Geld ist (time is money), müssen wir sie natürlich exakt messen. Die Digitaluhr ist daher für den modernen Men-

schen die wichtigste Erfindung; neben dem Handy. Sie misst auf die hundertstel Sekunde genau. Mit ihr kann man die Zeit verwalten. Die Formung unseres Zeitempfindens lässt sich gut an der Entwicklung der Uhr zeigen. Sie ist ein direktes Maß für unsere fortschreitende Schnelllebigkeit. Die ersten Turmuhren, aber auch schon die Sonnen- und Wasseruhren, hatten Stundenzeiger, dann kam der zweite Zeiger für die Minuten und schließlich der Sekundenzeiger. Wir messen die Zeit bis zur hundertstel Sekunde genau. Pünktlichkeit wird Pflicht. Oscar Wilde konnte noch sagen: »Pünktlichkeit stiehlt uns die beste Zeit.« Heute gilt nicht mehr: »Wer pünktlich ist, ist gern allein«, sondern: »Wer zu spät kommt, den bestraft das Leben«. Von Geschäft zu Geschäft eilen ist angesagt. Mechanische Gleichförmigkeit im Takt einer Maschine ist das Ideal der modernen Zeitauffassung. Rücksichtslosigkeit und Aggression sind die zwangsläufigen Ergebnisse. Leidtragende sind Kinder, Senioren und Behinderte. Die einen können noch nicht so schnell, die anderen können es nicht mehr. Diese neue Lebensstrategie bringt zweifellos viele Nachteile, die wir unmittelbar nicht sehen, die sich aber mehr und mehr bemerkbar machen. Lernen, zum Beispiel, ist keine Frage der Schnelligkeit, sondern der Sorgfalt, der Ausdauer und der Beständigkeit. Diese Eigenschaften sind unmodern und daher nicht akzeptabel. Die Folge ist der Bildungsnotstand. Man weiß nur noch flüchtige Fakten, die sich schnell einprägen, der Rest steht im Internet. Lächerliche Schlagworte zählen. Ich denke nur an »cool«. Cool ist heute alles und nichts. Cool ist schnell ausgesprochen und man muss nicht nachdenken. Denken ist nicht mehr »in«, denn die, die nur von der Zeit getrieben dem großen Gewinnen nachjagen, denken nicht, denn denken kostet Zeit, doch Zeit ist Geld. Menschen, die denken, sind meist wenig begütert. Ich habe noch nie von einem reichen Philosophen oder Naturwissenschaftler gehört. Man hat fast den Eindruck, dass der Kapitalismus die Denker benachteiligt und die gehetzten Raser fördert. Tragisch ist nur, dass die Denker gebraucht werden, denn

wo sollen die Innovationen herkommen, mit denen die Kapitalisten ihr Geld verdienen? Dass Schnelligkeit zu materiellem Erfolg verhilft, sehen wir täglich, dass aber Werte, wie Bildung, Herzenswärme, Hilfsbereitschaft, also das Wahre, Gute, Schöne, nicht im Schweinsgalopp zu erreichen sind, wird nur langsam oder gar nicht bewusst. Wem nützt die Zeitjagerei? Wie viel Tempo verträgt der Mensch? Fragen, die man sich stellen sollte. Die Antwort ist desillusionierend. Nur für die Moneymaker, die Banker und Börsianer, ergeben sich Vorteile. Für alle anderen nicht. Sogar die Industrie verträgt nur eine begrenzte Geschwindigkeit, denn Qualität braucht Zeit. Ohne Qualität und neue Produkte baut auch die beste Wirtschaft ab. Ist die Industrie erst im Eimer, sind es die Finanzen bald auch. Dann helfen auch keine Steuergelder mehr. Was bleibt zum Schluss von der ganzen Hetzerei übrig? Insolvenz vielleicht, vielleicht auch Reichtum für wenige, die ihn nicht genießen können, weil sie dazu keine Zeit haben, in jedem Fall aber der Tod und kurz zuvor die bittere Frage: Was hat mir das alles gebracht? Die Antwort liegt auf der Hand. Es ist die Erkenntnis, dass unsere Zeitmaximierung letztlich nur ein Verlust an Lebensqualität war und dass Geld alleine nicht glücklich macht. Friedrich Schiller fasst das Ergebnis eines solchen Lebens in der »Jungfrau« zusammen: »So geht der Mensch zu Ende – und die einzige Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts und herzliche Verachtung alles dessen, was uns erhaben schien und wünschenswert.« Das mag alles banal klingen, ist es auch, doch der getriebene, durch die Zeit jagende Mensch erkennt noch nicht einmal mehr das Banale, weil er zum Erkennen keine Zeit hat.

Es ist schon etwas Merkwürdiges mit der Zeit. Sie ist so alt wie das Menschengeschlecht selbst. Geboren aus dem Bewusstsein der Endlichkeit ist sie ein Maß für den Weg von A nach B. Sie ist, obgleich fest definiert, individuell völlig unterschiedlich und für jeden eine Unbekannte. A und B, als Anfang und Ende, sind klar. Die Strecke von

A nach B können wir uns einrichten, ihre Länge jedoch nicht bestimmen, wohl aber die Geschwindigkeit, mit der wir durch das Leben hetzen. Uns wird erst recht spät bewusst, dass die Zeit ein wertvolles Gut ist. Deshalb, so meint Seneca, schöpfen wir in der Jugend auch unbedarft und leichtfertig aus dem vollen Fass und meinen, es würde nie leer. Doch erst, wenn sich der Spiegel mehr und mehr senkt und wir das Spundloch am Boden meinen erahnen zu können, wird uns ihr Wert bewusst. Wir halten inne und werden nachdenklich. Ich lasse hier lieber die Marschallin aus Hugo von Hofmannsthals »Rosenkavalier« sprechen: »Wie kann denn das geschehen? Wie macht denn das der liebe Gott? Wo ich doch immer die gleiche bin. Und wenn er's schon so machen muss, warum lasst er mich denn zuschau'n dabei, mit so klarem Sinn? Warum versteckt er's nicht vor mir? Das alles ist geheim, so viel geheim. Und man ist dazu da, dass man's erträgt. Und in dem ›Wie‹ da liegt der Unterschied.«

Was haben wir mit unserer Zeit gemacht? Was können wir tun, um das Verbleibende sinnvoll und nützlich einzuteilen, es zu rationalisieren? Manche werden innehalten und traurig sein, weil sie sich der Unsinnigkeit ihres Zeitgebrauches bewusst werden. Sie erkennen, dass alles unwiederbringlich zerronnen ist. Der Denker ist auf diesen Moment vorbereitet. Er hat längst erkannt, dass wir nur Schauspieler auf der Lebensbühne sind. Alle haben eine Rolle zu spielen. Jeder seine eigene. Es liegt an uns, ob unser Lebensspiel eine Tragödie oder eine Komödie, ein billiges Boulevardstück oder ein anspruchsvolles Schauspiel wird. Dabei ist uns stets bewusst, dass wir keine Hauptrolle spielen, sondern zu den Komparsen zählen, oder vielleicht eine kleine Nebenrolle haben. Trotzdem müssen wir so auftreten, als seien wir der Heldentenor oder die Primadonna. Gleichzeitig sind wir auch die Kritiker, die, die das Stück zu bewerten haben. Mit der Zeit erkennen wir, dass es sich um ein einheitliches, in sich geschlossenes Ganzes handelt. Alles, was ist, hat einen Sinn. Nur das Nichts kann auf den

Sinn verzichten. Es gibt nur wenig, was zählt: das Wahre, Gute, Schöne. Diese ewigen Werte des Menschen sorgen dafür, dass unser Leben ein gelungenes Schauspiel werden kann. Wir müssen sie aber erkennen und nicht verbissen an ihnen vorüberrasen. Das moderne Zeitmanagement stellt unser Leben unter das Diktat der Nützlichkeit, der Zweckmäßigkeit, der Ratio, wenn man so will, unter den Terror der Vernunft. Die schöne Zwecklosigkeit darf nur noch in unseren Träumen und Phantasien sein. Der Rationalist, die Gesellschaftsmaschine, funktioniert nach ISO-Normen und Zeitfenstern. Der Homo ludens, der Schöngest, der nach Freiheit strebende Mensch kommt nicht mehr vor. Er passt nicht in ein System, in dem nur das Geld zählt oder gezählt wird. Alles nach dem Motto: Es ist egal, was ich mache, die Hauptsache, ich habe Erfolg. Für sie ist das Leben kein Spiel, es geht auch nicht um Schönheitspunkte. Man will Gewinner sein. Die finden sich nur bei den Rationalisten, nie bei den Idealisten. Das sind Träumer, oder besser noch: Spinner.

Das Leben des modernen Menschen basiert auf dem Haben-Wollen. Die Freude am Dasein ist keine Alternative. Um die Gier zu befriedigen, werden immense Industrie-Netzwerke entwickelt. Diese Netzwerke sind durch Schnittstellen mit der Finanzwelt und der Politik subtil verknüpft. Keiner kann sie durchschauen, selbst die nicht, die sich ihrer bedienen. Vor diesem falschen Freiheitsgebrauch bekommt das Individuum irgendwann einmal Angst, weil es merkt, dass die drohende Katastrophe mal wieder zu seinen Lasten geht. Man fühlt sich zunehmend unbehaglich und meint, den Boden unter den Füßen zu verlieren. Wohin gehöre ich eigentlich? Ich bin ein Produkt der alten Zeit, lebe aber in der neuen. Ich weiß, dass die alten ererbten Tugenden ein sicheres Geleit für die Fahrt über den Acheron sind, muss mich aber an die modernen anpassen, will ich nicht im Diesseits absaufen. Man kommt sich vor wie ein Hundertjähriger, der lange geschlafen hat und gerne weiterschlafen möchte. Plötzlich wird er gezwungen, in eine

neue Welt zu treten, die ihn nicht versteht, die er nicht versteht, und vor allem: die er nicht will. Er will nur den Schlaf und hasst alle, die ihn wecken. Er möchte träumen und vergessen. Die vielen Jahre harter Arbeit waren kräftezehrend. Nun ist er müde und ohne Erwartungen. Geblieben ist eine geradezu wollüstige Erstarrung in sich selbst.

....

...

Mehr und mehr wird uns bewusst, dass Fortschritt mit Nachteilen verbunden sein kann. Müllhalden, Flüsse und Seen, in denen man nicht mehr baden kann, ebenso wie der Klimawandel, legen ein eindrucksvolles Zeugnis ab. Jeder muss sich überlegen, wie viele Nachteile er in Kauf nehmen will, um einen gewissen Fortschritt zu erreichen. Die Bewältigung der Technik ist kein technisches Problem. Technik ist immer nur ein Verfahren, das sich mit Mitteln und Methoden befasst. Sie bietet uns Werkzeuge, aber keine Wegweiser. Die Technik hat der Mensch zu verantworten, weil sie sein Werk ist. Sie wird von der Industrie benutzt, ohne an die Folgen zu denken. Der Mensch muss aber nachdenken, denn es geht um seine Existenz, seine Lebensgrundlage. Angesichts der weittragenden Konsequenzen unserer technischen Entwicklung wird die Vergegenwärti-

gung der Zukunft zu einer der wichtigsten Aufgaben nicht nur der Politik, sondern jedes Einzelnen. Die Wissenschaft kann für unsere Entscheidungen nur Hilfsdienste leisten und Alternativen aufzeigen, die Ziele muss der Mensch setzen, aus seiner Verantwortung für die kommenden Generationen. Wenn man die Sorglosigkeit sieht, mit der die Menschen den sogenannten Fortschritt hinnehmen, wird einem angst und bange. Sicher, wir können alle das Gebarme über die ständig heraufbeschworenen Katastrophen nicht mehr hören, denn es wird nur geredet, geredet, geredet. Jeder tut sich leid oder fühlt sich besonders wichtig, weil er glaubt, dazu eine Meinung zu haben, die er irgendwo gelesen oder in einer Talkshow gehört hat. Wer aber tut was? Wer traut sich, was zu sagen? Keiner! Wir machen die Augen zu und ziehen den Kopf ein. Die Masse wird die Zeche bezahlen und die Kapitalisten füllen sich die Taschen. Wie sagte Rosa Luxemburg? »Die Dividenden steigen, die Proletarier fallen.« So war es immer und so wird es auch bleiben. Autos und Raucher sind harmlos, gerade als Opfer gut genug. Wer tut was gegen die Kapitalisten, Kartelle, Trusts und Aktiengesellschaften, die Ausbeuter von uns und unserer Erde? Keiner! Sie sind zu mächtig. Sie haben das Sagen und bestimmen über Recht und Unrecht, Gut und Böse, Wichtig und Unwichtig. Sie verdienen sogar noch an den Maßnahmen, die erforderlich sind, die Folgen ihrer Umweltsünden zu beheben. Wir normalen Sterblichen haben nur zu parieren, und zwar nach dem lateinischen Ursprung: unbedingt gehorchen. Schade, dass das Französische unmodern geworden ist, da hieße es: einen Hieb abwehren, was heutzutage sicher wichtig wäre, schließlich geht es um unseren Lebensraum. Wir müssen aufwachen und uns besinnen. Jeder ist seiner Zukunft Schmied. »Wir sind das Volk«, haben die DDR-Bürger mal gerufen. Das fanden wir doll. Die trauten sich was. Heute haben das alle vergessen. Wir sind immer noch das Volk! Wir haben Pflichten, weil wir Verantwortung haben! Wenn das so weitergeht, wird es nicht mehr lange so weitergehen. Doch in unserer Welt

scheint alles zu gehen, weil es schon lange um nichts mehr geht. Der Zug ist abgefahren. Wir haben die Abfahrt verpasst. Zurückgelassen stehen wir auf dem Perron und versuchen der Sinnlosigkeit einen Sinn zu geben. Vergebens. Wir haben unsere Zeit vertan, die Chancen verpasst. Das Leben hat sich an uns vorbei gelebt, als wir im Internet surfen, oder waren wir gerade im Fitness-Studio? Für die Zukunft ist nicht wichtig, was technisch möglich und was wirtschaftlich machbar ist, sondern was der Umwelt und damit dem Menschen zumutbar ist. Eine schwer zu schulternde Aufgabe, denn sie ist mit Verzicht verbunden. Hier geht es nicht um das Sortieren des Hausmülls oder den Verzicht auf Plastiktüten; Lächerlichkeiten, die keinem helfen, am wenigsten der Umwelt. Genauso wie wir mit Sparbirnen und ihren ganzen Entsorgungsnachteilen der Energiekrise nicht Herr werden oder an Silvester nicht mehr Blei gießen wegen der Schwermetall-Belastung der Umwelt. Da sind größere Opfer nötig. Zum Beispiel autofreie Wochenenden. Keine Erdbeeren mehr zu jeder Jahreszeit. Nicht mehr nach Mallorca fliegen, sondern lieber mit dem Zug auf Norderney. Zurückfahren des Flugverkehrs. Ich könnte da noch vieles benennen; aber wir sortieren Hausmüll, anstatt von vornherein, durch überlegtes Konsum-Verhalten, zu verhindern, dass er entsteht.

Das Gesagte ist übrigens nur ein konstruiertes, völlig irreales Gerüst für eine hoffnungslose Situation; also völlig aus der Luft gegriffen. Eine eventuelle Ähnlichkeit mit der Wirklichkeit ist reiner Zufall und nicht beabsichtigt. Wir sind ja schon wieder so weit, dass man sich nach allen Seiten absichern muss, besonders wenn man die Wahrheit sagt! Wahrheit ist oft bitter, deshalb möchte die Öffentlichkeit sie nicht hören. Sie liebt weder Tadel noch Belehrung und hat es gerne, wenn sie für ihre langweilige Stumpfsinnigkeit gelobt wird. Sie möchte weiter fröhlich auf ihrem selbst gepflasterten Holzweg lustwandeln.

Das Gesagte ist wichtig, um die Ausgangslage des Mannes mit dem Whiskey zu verstehen, dem der Zufall ein Mit-

tel in die Hände gab, mit dessen Hilfe er hoffte, aus einer scheinbaren Hoffnungslosigkeit herauszukommen, oder wenigstens gut mit ihr zu leben, denn das ist die wahre Lebenskunst: Wenn einem die Scheiße bis zum Halse steht, fröhlich und munter zu bleiben. »Der Vogel, scheint mir, hat Humor«, aber, nicht vergessen: »demain viendront les oiseaux noir«.

...

...

Eines Abends sagte der Knecht zum Bauer: ›Hör mal, Bauer, in Cuxhaven gibt es eine Schule für Hunde. Da lernen die richtig sprechen.‹ – ›Wirklich? So richtig Deutsch?‹ – ›Wenn ich 's dir sage; so richtig Deutsch. Ich hab mich neulich, als ich auf dem Wochenmarkt war, mit einem unterhalten. Der sprach fließend. Ohne den geringsten Akzent. Grad so, wie die noblen Pinkel aus der Stadt.‹ – ›Das ist ja doll! Hätt ich nie gedacht, dass es so was gibt. Wenn ich mir überlege, dass ich mich abends mit unserem Bello un-

terhalten könnte. Wir würden über dies und das reden ... Stell ich mir richtig super vor. Jetzt ist das mit ihm doch recht schwierig. Der Bello ist ja ein guter Kerl, aber irgendwie ist die Verständigung nicht gerade einfach. Er macht sich bemerkbar, bellt oder wedelt mit dem Schwanz, guckt einen treu an, wackelt mit den Ohren, dass man schon merkt: der Bello will was sagen, doch weiß man nicht was, weil man ihn nicht versteht. Wenn der jetzt sprechen könnte, wie ein Mensch, wäre das doch viel einfacher. Weißt du was? Wir schicken ihn auf diese Sprachschule. Wie lange dauert denn so ein Kurs und vor allem: Was kostet mich der Spaß?« – »Soviel wie ich gehört habe, eine Woche und, na ja, also billig ist das nicht, ääh, ich meine 500 €.« – »Fünfhundert Euro! Donnerlittchen! Das ist viel! Andererseits steckt natürlich eine Menge Arbeit dahinter, einem Hund die Stimmbänder gängig zu machen, und wenn ich mir überlege, dass ich mich dann mit unserem Bello so richtig schön unterhalten kann. – Also gut! Bring ihn in diese Schule. Bleibe aber dabei und pass gut auf, dass er ordentlich was lernt für das viele Geld!«

Am nächsten Morgen zog der Knecht mit Bello und 500 Euro los. Den Hund gab er für 50 Euro Pension in ein Tierheim. Er selbst ging mit dem restlichen Geld ins Bordell. Du weißt ja, in diesen noblen Schuppen, gleich unten am Hafen, mit den hübschen Exotinnen. Nach einer Woche war er fix und fertig und ging zurück zum Hof.

»Na«, sagte der Bauer, »nun bring mir mal den Bello rein, damit ich mich ein bisschen mit ihm unterhalten kann. Ich kann es kaum erwarten mit dem Braven ein paar Worte zu wechseln.« – »Jaaa, weißt du, Bauer«, sagte der Knechte, »das geht nicht. Die Sache ist die, also, der Bello, sagt die Lehrerin, ist ein wahres Sprachgenie. Er konnte nach einer Woche perfekt und fließend sprechen; grammatikalisch. So etwas habe sie noch nie erlebt, meint die Lehrerin. Es wäre jammerschade, jetzt den Unterricht abzubrechen, wo doch nun die wahre Schönheit der Sprache in Form der Klassiker, der großen Lyriker und Romanschriftsteller auf dem Programm

stünde. Der Bello würde sicher nach einer weiteren Woche nicht nur perfekt sprechen, sondern auch schwierigste Texte von Goethe fließend lesen können, meint die Lehrerin. < – >So, so! Goethe. Ich kenne Griebel, aber Goethe, davon hab ich noch nie gehört, doch, wenn 's den Bello weiterbringt! An mir soll 's nicht liegen. Ich will ihm den Weg nicht verbauen. Vielleicht wird er ja mal ein Studierter. Eigentlich sollte er ja nur das Sprechen lernen, aber, wenn er sich auch im Lesen übt, könnte er mir ja hin und wieder was vorlesen oder an besonderen Festtagen Gedichte aufsagen. Ich finde das gut und nützlich! Hier hast du 500 Euro für den zweiten Kurs. < Der Knecht nahm das Geld, ging in die Stadt, zahlte eine Woche Hundepension und verschwand im Puff. Acht Tage später erschien er wieder auf dem Hof.

>So<, sagte der Bauer, >nun hol mal den Bello rein, er soll mir was vorlesen, damit ich gleich sehe, wie gut er das kann. < – >Ja, weißt du, Bauer, das geht nicht. Gerade, als wir losgehen wollten, kam eine neue Lehrerin. Als die hörte, wie unser Bello ohne zu stocken die Anekdote aus dem letzten preußischen Kriege von Heinrich von Kleist auswendig vortrug, war sie total von den Socken. < – >Nein so was<, rief sie ein übers andere Mal, >nein so was, so was hab ich ja mein Lebtag noch nicht gehört. Dieser Hund ist ein wahres Sprachgenie. Der muss unbedingt Englisch lernen, damit er Shakespeare im Original lesen kann. Ich würde ihn gerne unterrichten! < – >Da dachte ich mir, dass es dir sicher recht wäre, wenn der Bello Englisch lernen würde, wo wir doch immer diese Schwierigkeiten mit den Sommerkurgästen aus Japan und den USA haben. Da könnte der Bello quasi als Dolmetscher einspringen und auch kleine Sightseeing-Touren machen. < – >Ja, Knecht, da hast du ganz recht. Das wäre sicher gut. Es würde sich schnell bei den Reiseunternehmen herumsprechen, dass wir die große Sensation, den sprechenden Hund, hätten und es würde mal wieder etwas Schwung in unsere *Ferien auf dem Bauernhof* kommen. Das könnte sich rechnen. Hier hast du noch mal 500 Euro! Aber eines sage ich dir: Das sind die letzten. Dann ist Schluss!

Dann bringst du den Bello zurück! Ohne Wenn und Aber!
– ›Das sehe ich auch so, Bauer, aber Englisch kostet 600 Euro, is' ja schließlich 'ne Fremdsprache.‹

Der Knecht ging wieder in die Stadt zurück, bezahlte die Hundepension und verschwand für eine Woche im Freudenhaus.

Als er nach dieser Woche wieder auf dem Hof erschien, sagte der Bauer ärgerlich: ›Ja, wo ist denn der Bello? Habe ich nicht ausdrücklich gesagt: Ohne Wenn und Aber?‹ – ›Bauer,‹ sagte der Knecht, ›du musst jetzt stark sein: Der Bello ist tot.‹ – ›Was? Wie? Was sagst du da? Was ist passiert?‹ – ›Ja, also, das war so: Wir brachen in aller Herrgottsfrühe auf, wie du befohlen hattest. Es war ein herrlicher Tag. Die Sonne schien so mild, dass ich so richtig meine Freude hatte. Der Bello war griesgrämig, weil er es gerne noch französisch gehabt hätte. Bei dieser knuddeligen Brasilianerin. Äh, ich meine bei dieser Lehrerin, die gerade aus Brasilien zurückgekommen war. Er brummelte so was wie: Blöder Bauer, alter Geizhals und so. Kurz hinter Holte-Spangen blieb er plötzlich stehen und sagte: ›Sag mal Knecht, weißt du eigentlich, dass der Bauer, dieser alte Bock, was mit der rothaarigen Magd, der Trude, hat?‹ – ›Bello, sagte ich, Bello, wie redest du denn von unserem Bauern? Er ist ein Ehrenmann. Nie hat der was mit der Trude!‹ – ›Wenn ich es dir doch sage, erwiderte der Bello, ich habe sie doch beobachtet. In der Scheune. Also, die Rote! Oh la la! Das ist ein Superweib! An der ist was dran. Einen Arsch hat die! Mein Lieber, da leg sogar ich die Ohren an. Und die Melonen in der Bluse! Oijoi! 34FF. Wahnsinn, nackter Wahnsinn! Wie der sich über die hergemacht hat! Sie tat mir richtig leid. Der alte geile Typ bringt 's doch nicht mehr. Steht plötzlich auf, schüttelt den Schwanz und sagt: Ick bünn fertig. Sacht Trudi vor Schrecken: Ick bünn zwei-undveertig. Weißt du was? Man sollte es mal der Bäuerin stecken.‹ – ›Bello, rief ich, so etwas tut man nicht! Das gehört sich nicht!‹ – ›Wieso?‹ sagte der Bello ›warum nicht? Ich werde 's machen. Geschieht dem Armleuchter doch

ganz Recht. Der meint doch, er könnte sich alles erlauben.<
–>Und, was hast du dann gemacht?< –>Ja, da hab' ich einen
kräftigen Knüppel genommen, den Bello erschlagen und
ihn am Wegesrand verscharrt.< –>Das hast du gut gemacht,
mein Braver! Schwätzer können wir nicht brauchen, hier
auf dem Hof!<

...

...

Unsere Ansicht von dem, wie etwas sein sollte, oder anders gesagt, wie wir uns wünschen, dass es wäre, deckt sich, bei näherem Hinsehen, nicht immer mit dem, wie es wirklich ist. So kann sich der Mensch nur schwer damit abfinden, dass seine Existenz unwichtig, zumeist auch unerfreulich und zu alledem noch von kurzer Dauer ist. Er braucht für sein Seelenheil den Glauben an die Unsterblichkeit und die wunderbare Illusion, ein Ebenbild Gottes zu sein. Diese Vorstellungen verleihen selbst den Schwächsten die nötige Kraft, halbwegs ordentlich über die Runden zu kommen. Ob es Gott gibt, oder nicht, ist dabei völlig belanglos. Das festzustellen ist mir besonders wichtig, denn nicht Gott, sondern der Glaube an ihn ist der tragende Pfeiler.

Ohne diesen Glauben wäre der Mensch nur ein Tier. Die Gottesebenbildlichkeit ist seine Würde, aber auch seine Verpflichtung. Die Religion wird durch die Hoffnung groß, die die Menschen in sie setzen. Gott ist eine Idee, die der nackten, erbärmlichen Realität unserer Existenz den Zauber und die Hoffnung gibt, die uns das Leben einigermaßen erträglich macht. Hoffnung ist unsere stärkste Motivation. Solange sie in der Büchse der Pandora blieb, lebten die Menschen traurig und verzweifelt in der Ausweglosigkeit und warteten nur auf den Tod. Erst als Pandora, auf Geheiß des Zeus, die Hoffnung auch noch herausließ, blühten sie wieder zu neuen Leben auf. Deshalb ist sie auch eine der drei christlichen Tugenden: Glaube, Liebe, Hoffnung. Die Hoffnung ist eine lebensnotwendige Erwartungshaltung, dass etwas Gewünschtes eintritt, ohne dass darüber Gewissheit besteht. Der Wunsch, etwas erreichen zu wollen, ist die Hoffnung, ohne die nichts begonnen würde. Solange für einen Patienten noch Hoffnung besteht, ist er nicht verloren. Die Hoffnung stirbt als Letztes.

Eine wichtige Offenbarung für den Menschen ist die Stille. In den wesentlichen Augenblicken des Lebens umhüllt uns Schweigen. Wir schweigen, wenn wir einen Menschen liebend anschauen, wenn wir um ihn trauern, wir schweigen beim Zuhören, Lesen, Nachdenken und Beten. Wenn wir uns von allem täglichen Geschwätz und Getue befreit haben, fühlen wir nur noch eine wohltuende Stille. Diese Stille führt uns zu der größten und wichtigsten Erkenntnis: Man erkennt sich selbst. Nun ist man keine bloße Marionette, an deren Fäden immer irgendjemand zieht, denn wir haben uns selbst gefunden und wissen, was wir zu tun haben.

In der Losgelöstheit von allen Zwängen erkennen wir das, was wichtig ist: Heiligkeit. Heiligkeit ist in jedem Sonnenaufgang, ist der Regen, ist auf den Gipfeln der Berge. Heiligkeit ist in alten Bäumen, in Gesichtern, in einem Lächeln, in den Tränen der Trauer, im Lachen. Die Welt ist angefüllt mit den erstaunlichsten Wundern, und der Sinn des

Lebens ist es, diese Wunder zu erkennen. Im Garten finden wir die nötige Stille hierfür.

Hoffnung und Stille sind eng mit dem Garten verbunden. Der Gärtner lebt stets in der Hoffnung, dass es ein gutes Rosenjahr wird, dass viel Sonne und genügend Regen sein werden, dass die Pflanzen alle angehen und die Samen aufgehen, dass die Schädlinge sich zurückhalten, und, und, und.

Belohnt wird er für seine Mühen mit Stille und Abgeschlossenheit, mit Duft und Farben. Das ist sehr viel für unser Leben, in dem wir, wenn man es rein naturwissenschaftlich sieht, nur ein Häuflein Materie sind, das von Kausalitäten und Determinationen getrieben wird. Diese Zwänge können aber nicht verhindern, dass wir unser Handeln selbst bestimmen. Wir haben einen Willen, der in der Lage ist, entgegen aller Vorbestimmung, frei zu handeln. Auch wenn wir nur ein zerbrechliches Schilfrohr in dieser Welt sind, so sind wir doch, so meint Blaise Pascal, in der Lage, zu denken.

Denken sollte man beim Gärtnern, denn die Natur unterliegt einem ständigen Wandel. Man muss sich bei jedem Schritt fragen, wie es mal in fünf oder zehn Jahren aussehen wird, denn so lange dauert es etwa, bis die Pflanzen ausgewachsen sind und einen Verbund gebildet haben.

Das Pendel der Gartengestaltung schwankt. Früher im Laufe der Jahrhunderte, heute in der schnelllebigeren Zeit wesentlich rascher. So gibt es ein regelmäßiges Hin und Her zwischen freier Gartengestaltung und formaler Strenge. Ästhetische Gründe für solche Geschmackswechsel im Gartenbau gibt es nicht, wohl aber können Veränderungen des Klimas oder der lokalen Gegebenheiten Änderungen erforderlich machen.

Da ich der Meinung bin, dass jeder seinen eigenen Stil entwickeln und bewahren soll, kümmern mich Modeerscheinungen herzlich wenig. Ich trage einen Satz meiner Großmutter im Herzen. Die Natur ist die beste Gärtnerin, deshalb muss man sie gewähren lassen. Sie hat ihren eige-

nen Stil, ihre eigene Kreativität, ihre eigene Dynamik, die sicher nicht von Modetrends übertroffen werden kann.

Grundsätzlich erfolgt ein Stilwechsel durch die Entwicklung neuer Ideen oder durch Erkenntnisse aus jahrelangen Versuchen. Oft dauert es eine Ewigkeit, bis sie sich lokal durchsetzen und noch viel länger, bis sie sich über weite Regionen ausgebreitet haben.

Ein Wechsel der Gartenarchitektur vollzog sich früher über Jahrzehnte, ja sogar über Jahrhunderte. Heute, bei den raschen Kommunikationswegen, geht das bedeutend schneller, oft schlagartig. So wissen wir schon beim Durchblättern der neuen Pflanzenkataloge, welche neuen Tulpenzwiebeln in Holland gezogen worden sind und können sie, wenn wir wollen, im folgenden Frühjahr an fast allen Ecken der Erde kaufen. Bei Zwiebeln auf Holland muss man sich nach dem Stecken immer gut die Hände waschen: wegen der Pestizide.

Ich sehe mir gerne Gartenkataloge an und zähle die Menge der einheimischen Pflanzen. Nur wenige sind's und die sind auch noch veredelt oder umgezüchtet. Ich möchte keine Lanze für einheimische Ursprungsarten brechen. Wir sollten sie nur nicht vergessen, wenn wir unseren Garten anlegen. Selbstverständlich bin ich mir darüber im Klaren, dass die vielfarbige Pflanzenpalette aus fernen Ländern sehr, sehr wichtig ist, denn ohne sie würde alles recht trist und eintönig aussehen.

Grundsätzlich gilt: Wer viele Pflanzen hat, hat noch keinen Garten, sondern bestenfalls eine Sammlung. Das kritiklose Aneinandersetzen von Pflanzen führt dazu, dass sie eingehen oder wahllose Farbkleckse bilden, ohne jemals ein Bild zu sein. Erst die kreative Komposition, auch wenn sie noch so eigensinnig ist, ergibt ein individuelles Kunstwerk. »Erlaubt ist, was gefällt«; was dem eigenen gärtnerischen Empfinden gefällt. Man sollte niemals etwas tun, um anderen zu gefallen. Jeder muss hinter seinem »Werk« stehen, denn er wird nach ihm gemessen und bewertet.

Das richtige Gärtnern verlangt aber nicht nur ein hohes

Maß an Kreativität, sondern auch eine gehörige Portion an Fachwissen über Pflanzen, Bodenbeschaffenheit, Düngung und Schädlingsbekämpfung. Kommt dazu noch die Liebe zur Natur und die Eigenschaft, dass man schon als Kind mit Freude stundenlang Unkraut gezupft und Stachelbeeren gepflückt hat, kann eigentlich mit dem Gärtnern nichts mehr schiefgehen. Man wird ein Kunstwerk schaffen, einen sichtbaren Spiegel seines eigenen Innenlebens. Es werden sich Liebe und Hingabe ebenso zeigen wie verworrene Gedanken, Gleichgültigkeit und Abneigung.

Das Bild des Gartens wird jedes Jahr ein bisschen anders sein, denn kein richtiger Gärtner lässt einmal Zusammengesetztes so stehen, wie es gerade wächst. Pflanzen werden umgesetzt, ergänzt, erneuert. Eine einzige neue Idee kann zu einem kompletten Umgestalten eines ganzen Gartenabschnittes führen. Eine falsch gesetzte Pflanze hat oftmals jahrelange Umpflanzmanöver zur Folge. Das kann zur Sucht, aber auch zur Qual werden.

...

Mein Freund Antonio

Wenn man fragt, was ist ein Garten, bekommt man von jedem eine andere Antwort. Die einen sagen, ein Garten ist was Wunderschönes, die anderen sehen mehr ein landwirtschaftliches Betätigungsfeld. Ein Jurist würde wahrscheinlich meinen, dass es ein in öffentlicher Hand oder im Privatbesitz befindliches, mit Flora unterschiedlicher Art versehenes, eng umgrenztes Terrain ist. Der Vermieter stellt fest, dass ein Garten derjenige Teil des Hauses ist, dessen Betreten den Mietern verboten, dessen Pflege aber Pflicht ist.

Will man eine ganz verbindliche, offizielle Definition haben, schlägt man Meyer's Konversationslexikon auf und liest: »Garten, umfriedetes Stück Land, auf dem Gewächse zu materiellem oder ästhetischem Genuss gezogen werden.«

Da fragt man am besten einen Gartenliebhaber. Auf die Frage: »Was ist ein Garten?«, wird er zunächst erstaunt sein, dann lächeln, seine Pfeife umständlich stopfen, ein paar kräftige, paffende Züge machen, den Rauch mit dem Handrücken in der Luft verteilen und langsam, ja zögerlich sagen: »Ein Garten, mein Lieber, – ja, also ein Garten ist – haben Sie meinen eigentlich schon gesehen? Ich habe da eine Sammlung englischer Rosen, also ich sage Ihnen, selbst Herr Austin hätte da seine wahre Freude. Bei mir blüht »The Squirre« regelmäßig dreimal im Jahr. Stellen Sie sich das mal vor, dreimal. Was sagen Sie dazu?«

Einem Menschen, der dazu nichts zu sagen hat, braucht man auch nicht zu erklären, was ein Garten ist. Er wird es sowieso nie verstehen.

Frage ich meinen Freund Antonio, was ein Garten ist, stutzt er erst, dann kommt ein seltsamer Glanz in seine Augen, sein Gesicht strahlt plötzlich die ganze Schönheit und den Charme seiner italienischen Heimat aus. Lachend

streckt er die Hand aus, beschreibt mit ihr einen vollen Kreisbogen und sagt: »Das ist ein Garten.«

Sie merken es schon, mein Freund Antonio ist unser Gärtner. Er ist für die Hege und Pflege der Gartenanlage zuständig. Da war er auch, als ich ihn vor siebenundzwanzig Jahren kennenlernte. Ich war neu im Bürgerhospital, kannte mich in den vielen Gängen und Treppenhäusern so gar nicht aus und hatte diese tiefe Einsamkeit in mir, die man spürt, wenn man unter vielen Menschen fremd ist. In der ersten Mittagspause floh ich in den Garten, weil es kaum einen Ort gibt, wo ich mich wohler fühle. Hier bin ich zu Hause.

Ich sah mir die Anlage an, die damals längst nicht so schön war wie heute. Dabei kam ich mit einem freundlichen Herrn im blauen Drillichanzug ins Gespräch, der gerade ein Staudenbeet harkte. Es war die Sorgfalt, mit der er zu Werke ging, die mir auffiel. Er blickte von seiner Arbeit hoch und lächelte sein typisches Lächeln, in dem urplötzlich die ganze Sonne Süditaliens leuchtet. Ich ging auf ihn zu und sagte: »Entschuldigen Sie bitte, wenn ich Sie so einfach anspreche. Ich bin der neue Chefarzt im Röntgen.« Er sah mir nur ganz kurz in die Augen und sagte. »Ich bin Antonio.« Ich glaube, wir wussten sofort, dass uns eine Gemeinsamkeit zu Freunden gemacht hatte: die Liebe zum Garten.

Obwohl wir die Dinge sicher beide etwas unterschiedlich sehen, was den Garten betrifft sind wir uns einig. Im Garten möchten wir mit unseren Gedanken alleine sein. Im Garten wird auch nicht geredet. Erlaubt sind nur Bemerkungen wie »hm, hm« oder »ach ja«. Jeden, der mehr sagt, darf man mit Recht einen Schwätzer nennen.

Man ist auch nicht im Garten, man hält sich dort auf. Hier besteht ein feiner Unterschied. Jemand, der sich irgendwo aufhält, befindet sich in weiter, unerreichbarer, festlicher Ferne, so etwa wie, wenn man sagt, er ist nicht hier, er hält sich zur Zeit im Ausland auf. Damit ist er praktisch nicht erreichbar.

Der Garten ist kein Platz für Faulenzer, sondern er ist der einzige Ort auf Erden, wo man arbeiten darf, anstatt arbeiten zu müssen, zumindest sehen Antonio und ich es so.

Na ja, jedenfalls lernten wir zwei uns kennen. Ich wünschte ihm noch viel Vergnügen bei der Arbeit und er mir viel Glück am neuen Arbeitsplatz. Wenn ich so die Jahre Revue passieren lasse, er ist der Einzige der ganzen Klinik gewesen, der mir das gewünscht hat. Ich habe es ihm nie vergessen.

Wenn Sie jetzt neugierig sind, wer nun eigentlich dieser Antonio ist, gehen Sie einfach mal in der Gartenanlage des Bürgerhospitals spazieren. Sie finden ihn mit Sicherheit irgendwo zwischen den Stauden und Sträuchern, er hat eine Gartenschere in der Tasche. Wenn Sie sich mit ihm unterhalten, werden Sie eine Entdeckung machen: Mein Freund Antonio hat die Fähigkeit, die Dinge nicht nur anzuschauen, sondern auch zu sehen.

Da ist für mich ein großer Unterschied, man kann die »Dinge sehen, wie die Dinge eben sind«, man kann sie aber auch sehen und das, was hinter ihnen ist. Das ist für mich der Unterschied zwischen Anschauen und Sehen.

Nicht jeder hat die Fähigkeit, zu sehen. Jeder, der Augen hat, es sei denn, er ist blind, kann schauen. Sehen kann man auch ohne Augenlicht, es geschieht mit dem »inneren Auge« in ganz unterschiedlicher Form. Man kann mit dem Verstand sehen oder mit dem Herzen.

Die Perfektion des »inneren Sehens« hat für mich das Sehen mit der Seele. Man sieht dann die Dinge nicht, wie sie rein optisch sind, also morphologisch, sondern wie man sich wünscht, dass sie wären. Praktisch wie ein Traumreisender, in völlig anderen Dimensionen. Vielleicht so, wie mein Freund Antonio und ich.

Nehmen wir mal als Beispiel das Veilchen. Wir finden es im Frühling überall in unserem Garten. Der, der mit den Augen schaut, wird sagen: »Ein Veilchen.« Er wird es abbrechen, um es zu Hause in die Vase zu stellen, nicht wissend, dass es bis dahin verwelkt ist. Der Verstandseher

wird denken: »Ein Veilchen. *Viola sylvatica*. Große Gattung. Viele Untergruppierungen. Blüht von März bis April.« Wer mit dem Herzen sieht, wird sagen: »Veilchen träumen schon, wollen balde kommen« und innerlich an die große, geheime Liebe seines Lebens denken, deren Sinnbild das Veilchen ja ist.

Der Seelensehende wird sich in einen Tagtraum stürzen: blaue Blume, Symbol der Romantik, schöne, heile Welt. Novalis: »Hätten die Nüchternen einmal gekostet, alles verließen sie und setzten sich zu uns an den Tisch der Sehnsucht, der niemals leer wird.« Seine Augen bekommen einen leichten, feuchten Glanz und er wird eine kleine Träne aus seinem Augwinkel wischen. Vielleicht wird er sich auch ins Gras zur »blauen Blume« legen und im Traum weiterreisen, bis ihn die feuchte Kühle des Bodens weckt. Dann wird er aufstehen und weitergehen, ein verklärtes Lächeln im Gesicht, weil ihn der Traum vom Glück in einer heilen Welt noch gefangen hält.

Es liegen Welten zwischen dem Schauenden und dem Sehenden. Merkwürdig ist, dass jeder zufrieden zu sein scheint. Sicher ist aber auch, dass sie einander nie verstehen werden.

Über meinem Diktierplatz in der Klinik hing eine Postkarte. Ich habe sie irgendwann im Vorübergehen gekauft, weil mein Auge an ihr hängengeblieben war. Sie zeigte eine steile Himalayawand, in der ein ganz schmaler Steg bergauf führte. Rechts die Steilwand, links der ebenso steile Abgrund. Auf diesem Weg lief eine kleine Gruppe Menschen, die, verglichen mit der gigantischen Umgebung, nur winzig, fast punktförmig, dargestellt war. Ich habe sie immer als den Menschen in der Unendlichkeit des Universums gesehen. Am unteren Rand der Karte stand ein Aphorismus von Buddha: »Es gibt keinen Weg zum Glück – Glücklichkeit ist der Weg«.

Ein junger Assistenzarzt klagte mir mal seine Probleme. Leben, Beruf, Freizeit, das alles brachte er nicht unter einen Hut und fühlte sich total unglücklich. »Sieh dir mal die

Karte an«, sagte ich, »vielleicht hilft dir das.« Er stand lange davor und man merkte, wie seine Gedanken arbeiteten. Dann sah er mich etwas verlegen an und bat mich, ihm den Sinngehalt zu erklären. »Weißt du, mein Junge, das Glück ist nicht etwas, das irgendwo deponiert ist und man muss es nur finden und aufheben. Nein! Nein! Du musst auf dem Weg durch dein Leben die Kunst erlernen glücklich zu sein. Versuch's! Es ist nicht einfach, aber es lohnt sich. Der Weg wird zum Glück, wenn du es willst.«

Jedes Mal, wenn ich ihn treffe lacht er und sagt: »Ich muss so oft an den Spruch von Buddha denken und an Ihre Ausdeutung. Das hilft.«

Auslegungen sind für mich das Salz in der Lebenssuppe. Je eigenwilliger, desto schöner. Man hat seinen eigenen Willen, plappert nicht alles nach und demonstriert Denkfähigkeit. Das ist doch richtig was wert. Man kann es vorzeigen. Wer auf dem Weg glücklich sein will, muss unbedingt wissen, was er will. Will man sich dem Augenblick hingeben, jede Sekunde ohne Nachdenken genießen, durch Höhen und Tiefen eilen, so wird man Dinge erleben, die unter Wahrung der bürgerlichen Vernunftkultur immer unbekannt geblieben wären. Man durchlebt quasi ein Egmont-Syndrom:

»Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein;
Langen und bangen in schwebender Pein;
Himmelhoch jauchzend, zu Tode betrübt;
Glücklich allein ist die Seele, die liebt.«

Wann aber liebt die Seele? Wenn Logos mit dem Verstand auf ein Bier gegangen sind. Dann ist man ein Hasardeur, ein Marchand de Bonheur, ein Hans im Glück. Das Leben in den bürgerlichen Vernunftsregeln plätschert dröge dahin. Kein Auf, kein Ab. Immer so um die Nulllinie herum. Einmal im Jahr Mallorca. Samstags Auto waschen. Steuern zahlen. Malochen.

Das ist kein Glück. Das ist frustrierend. Das nervt. Das macht unglücklich. Glück findet nur, wer die Fähigkeit zur Unvernunft besitzt, wie mein Freund Antonio. Er versucht,

die Dinge zu fühlen und nicht zu analysieren. Er weiß, dass alles, ob wir es nun sehen oder fühlen, vergänglich und für das Gesamtbild der Natur und damit des Menschen unwichtig ist.

Die Seele eines Sehenden ist etwas, das sich verwirklichen möchte, etwas Vollständiges und Vollkommenes.

Der systematisch sehende, vom Sinnlichen abgezogene – »abstrakte« – Geist ist eine Erscheinung unserer modernen Zeit: Reine Mathematik, nackte Logik. Zieht man von der Vernunft den Begriff Seele ab, bleibt die Logik übrig und dann wird es schwer mit dem Glücklichen sein.

Vielleicht ist es das, was ich an Antonio so schätze: Er hat viel Seele. Das macht ihn zu einem ruhigen, nach innen lebenden Menschen. Er fühlt den Verlust seiner Heimat als Schicksal und sieht darin nicht einen Zusammenhang von Ursache und Wirkung. Er lebt schon lange bei uns, hat eine zweite Heimat gefunden und dennoch bin ich sicher, dass er im Tiefsten seiner Seele fühlt, wo seine Wurzeln sind. Er ist bodenständig geblieben, weil er weiß, welche Bedeutung die Heimaterde für ihn hat. Nie wird er dieses Gefühl ablegen können. Das »ubi bene, ibi patria« wird für ihn in keinem Augenblick seines Lebens Gültigkeit haben.

Schon auf den ersten Blick sieht man, dass Antonio unseren Garten nicht angelegt hat. Er hätte mehr südländisches Flair eingebracht. Einen Kübel aus Terrakotta, dieser gebrannte Erde, die ein Leben lang die Glut ihrer Entstehung ausstrahlt. Er hätte ihn zwischen die Äste einer Eibe gestellt oder an den Weg; bepflanzt mit Oleander. Vielleicht auch irgendwo das Kapitell einer Säule mit Efeu berankt. Kleine Erinnerungsstücke an zu Hause.

So hat er eine Art gestutzten englischen Landschaftsgarten zur Pflege übernommen, und das macht er perfekt. Er lässt der Natur ihren Lauf und dennoch spürt und sieht man überall seine ordnende Hand.

Ich bin mir nicht sicher, ob er weiß, wie wichtig seine Arbeit für unsere Patienten ist. Die Stille und die ungeheure Lebenskraft, die über einem Garten liegt, hat einen wohl-

tuenden Einfluss auf die Psyche des Kranken. Ich habe es selbst erlebt, als ich im Krankenhaus lag. Man hat den Eindruck, als gehe die ganze Vitalität der Natur in den eigenen Körper über. Der Anblick der Blumen und die Freude über sie lassen Sorgen und Ängste vergessen. Das Wachsen und Blühen, das immer wieder aus sich selbst entsteht, gibt Hoffnung auf das Gesunden. Der Gang durch den Garten schenkt Vertrauen in die Kraft der Natur, denn sie ist es schließlich, die heilt. Wir Ärzte versuchen, hilfreich zur Seite zu stehen.

Mein Freund Antonio starb ganz plötzlich, ohne dass er diese Zeilen jemals gelesen hat.

Nicht nur eine Weihnachtsgeschichte

Wenn das Jahr zu Ende geht, die Tage kürzer und die Abende länger werden, sitzt die Familie öfter zusammen als sonst. Im Kamin knistert das Feuer, die Stube duftet nach frischen Tannennadeln vom Adventskranz, es gibt Tee mit Bratäpfeln. Ja, ja, die Bratäpfel! Sie rufen besondere Erinnerungen wach. Es muss der grüne Boskop sein. Sein Name ist sein Fundort: Boskop bei Gouda. Das säuerliche Aroma verleiht nicht nur der Weihnachtsgans einen besonderen Geschmack, sondern ist gebraten, gefüllt mit rumgetränkten Rosinen, Mandeln und schwarzem Johannisbeergelee eine Köstlichkeit. Besonders wichtig ist natürlich eine gute, dicke Vanillesoße, die reichlich über den Bratapfel gegossen werden muss. Während man Löffel für Löffel isst, kommt sie wieder, die Zeit der Kindheit, und eine angenehme Wärme zieht durch die Sinne.

Im Garten hat der Raureif die Äste kandierte, die letzten Blätter sind weiß gefärbt, doch das alles trübt nicht die Glut der Erinnerungen an eine herrliche, unbeschwerte Zeit. Obwohl, so ganz sorglos war sie nicht. Wir kleinen Wichte hatten auch unsere Probleme. An eine Sache kann ich mich noch sehr gut erinnern: Als ich in der 3. Klasse war, mussten wir einen Aufsatz über das eigentlich sehr schöne Thema »Die Vorweihnachtszeit« schreiben. Ich weiß noch genau, wie ich in der Küche saß, Mutter buk Weihnachtspätzchen, es duftete herrlich nach Mandeln, Zitronat, Zimt und Anis und mir fiel nichts ein. Die tiefe Traurigkeit, die ich ausstrahlte und die fließenden Tränen fanden bei meiner guten Mutter natürlich ein weiches Herz. »Du musst doch nicht weinen«, sagte sie. »Es ist alles halb so schlimm. Jetzt nimm' dir mal einen Stift und ein Blatt Papier, das kriegen wir zwei schon hin.« Was wir zwei hingekriegt haben, weiß ich heute nicht mehr, aber der erste Satz ist mir im Gedächtnis geblieben: »Die Vorweihnachtszeit ist die schönste Zeit im Jahr.«

Als ich den Satz damals mit großen Buchstaben aufschrieb, war mir das noch nicht bewusst. Heute weiß ich, dass es so ist. Eine so festliche Zeit. Die Vorbereitung auf ein großes Ereignis. Unfassbar und unverständlich. Alle Menschen, sogar die größten Denker, haben Schwierigkeiten es zu verstehen.

Wir erforschen den sichtbaren und messbaren Himmel. Wir wissen fast alles. Doch der metaphysische Himmel, der raum- und zeitlose, von dem die Weisen aller Kulturen sprachen, verschließt sich uns immer mehr. Unser rationales technisches Denken hat uns auf den Mond gebracht, und vielleicht fliegen wir irgendwann einmal auf den Mars, doch vom Himmel sind wir weiter entfernt denn je. Damals, vor mehr als 2000 Jahren, folgten drei Weise einer inneren Eingebung und einem Stern, um gemeinsam ein Wunder zu sehen. Sie scheuten weder weite Wege, noch Gefahren, keine Strapazen und keine Mühen, denn sie waren sich einig über das Besondere, das es anzubeten galt. Sie fragten nicht wohin, sie fragten nicht wofür. Sie folgten einem Zeichen und wussten, dass es richtig war.

Als Kind konnte ich stundenlang vor der Weihnachtskrippe sitzen und die drei Weisen aus dem Morgenland betrachten, die so ganz anders waren, als die übrigen Figuren. Sie trugen bunte kostbare Gewänder und führten ein beladenes Kamel mit sich. Ein Zauber ging von dieser kleinen Gruppe aus. Ich hatte immer gemeint, dass es Könige seien, bis mein Vater mal sagte, dass es die Weisen aus dem Morgenland sind. Ich konnte ihm das nie so richtig glauben, denn sie sahen wie Könige aus, trugen goldene Gewänder und Kronen. Heute weiß ich, dass sich König und Weisheit nicht unbedingt widersprechen muss.

Die Geschichte der drei Weisen aus dem Morgenland ist, aus unserer heutigen Sicht, eines der größten Wunder in der Geschichte der Menschheit. Drei weise Menschen folgen einem Stern, man kann auch ruhig sagen: einem Gedanken oder einer Idee, um gemeinsam und zur gleichen Zeit etwas zu finden. Man stelle sich heute einmal drei kluge Wissen-

schaftler oder Politiker vor, Letzteres ist besonders schwierig, die sich uneigennützig und einmütig um die Lösung eines Problems bemühen, gleichzeitig an das Ziel gelangen und dann Geschenke verteilen, anstatt ein Honorar zu fordern oder eine Spesenrechnung vorzulegen. Der gemeinsame Gedanke, die gemeinsame Sicht, das gemeinsame Ziel von Menschen aus unterschiedlichen Kulturen und Richtungen, davon kann die Menschheit nur träumen.

Die Weisen aus dem Morgenland haben gezeigt, dass es möglich ist und deshalb sind sie die Könige unter den Weisen.

Die Menschheit hat seit damals Erstaunliches zustande gebracht, das ist unbestritten und bewundernswert, aber noch immer sind die Verheißungen des Friedens auf Erden und der Menschheit Wohlergehen unerfüllt geblieben.

Ich habe mich bewusst an die Luther-Übersetzung gehalten. Der lateinische Grundtext lautet hier: ›Et in terra pax hominibus bonae voluntatis‹ – Und Friede auf Erden für alle Menschen guten Willens. Man könnte auch getrost übersetzen: Und Friede auf Erden für alle Menschen, die guten Willens sind.

Guten Willens zu sein nennt Kant unsere moralische Aufgabe. Wir kommen dieser Pflicht schlecht nach. Zu keiner Zeit gab es so viele und so furchtbare Waffen in so vielen unverantwortlichen Händen wie heute. Gute Vorsätze, wie beispielsweise die Vereinten Nationen, die nach einer fürchterlichen Weltkatastrophe gegründet wurden, um durch ihre moralische und militärische Präsenz den Frieden zu sichern, werden heute übergangen, wenn es darum geht, Kriege zu führen. Es zählte nicht die moralische Aufgabe, sondern das Recht des Stärkeren, wie damals, als wir, gerade von den Bäumen gestiegen, als Aasfresser durch die Steppen zogen.

Nun könnte man natürlich sagen: Richtige Kriege gibt es nicht mehr, es sind Präventivkriege. Mag sein und soll auch so stehen bleiben, wenn es das Gewissen beruhigt. Grundsätzlich und unbestritten steht aber fest, dass das, was

durch einen Präventivkrieg verhindert werden soll, noch nicht eingetreten und deshalb immer hypothetisch ist. An Hypothesen hat es noch nie gemangelt, besonders nicht in der Politik und beim Militär. Die Wahrheit wird zu oft ein Opfer der Hypothese. Im Krieg fällt sie als erstes. Man braucht da nur, stellvertretend für alle, an den Irakkrieg zu denken, oder die Interventionen im Gazastreifen, dem so genannten palästinensischen Autonomiegebiet.

Und Friede auf Erden hatten die himmlischen Heerscharen gesungen. Doch – singen reicht nicht. Das Böse triumphiert weiter, denn die Guten tun zu wenig dagegen. Vielleicht gibt es sie auch nicht mehr, die Guten, weil der gute Wille gestorben ist. Das abstrakte, rationale Denken hat dazu geführt, dass die Menschheit ständig und allorts rückwärts geht. Wir verfügen über ausgeklügelte, teure Massenvernichtungswaffen, doch die meisten Menschen haben zu wenig zu essen. Wenige Staaten leben im Überfluss, werfen sogar Lebensmittel weg, während in der 3. Welt Abertausende an Unterernährung sterben. Wen kümmern die vielen, vielen Kinder? Die Hauptsache, bei uns ist alles okay. Aber, bei uns ist nicht mehr alles okay, ich denke da nicht nur an die Erderwärmung, den so genannten Klimawandel und die möglichen Folgen. Früher hieß der imaginäre Feind FCKW, heute heißt er Kohlendioxyd. Keiner traut sich zu sagen: Die Industrie oder: Die Kapitalisten. Nein! Nein! Wir, die breite Masse sind es, weil wir rauchen und keine energiesparenden LED-Leuchten an unserem Christbaum haben wollen. Schuldgefühle muss man setzen, wenn man der Masse in die Tasche greifen will. Sonst zahlt sie nicht. Einer muss ja schließlich löhnen! Und wer ist der Gelackmeierte? Richtig! Sie und ich. Der kleine Mann, der für nichts etwas kann. Und warum ist das so? Weil wir uns so schön für dumm verkaufen lassen.

Es gäbe noch viele Beispiele für die Verkehrtheit in der Welt. Besonders beeindruckend ist, dass wir früher das Land der Dichter und Denker waren. Möchte man heute gar nicht glauben, wo wir das Land der Mülltrenner und

Umweltschützer geworden sind. Alles resultiert aus unserem Vernunftdenken. »Es ist nur das, was ich mit den Sinnen wahrnehme und was ich mit Worten ausdrücken kann«, legte Ludwig Wittgenstein fest. Jenseits dieser Grenzen ist kein Sinn, der die Suche lohnt. Und dennoch brach der Mensch schon immer aus diesem Denkgefängnis aus und suchte Halt am Metaphysischen, strebte nach Weisheit jenseits des Wissens.

Per Mausclick bauen wir uns heute unsere Welt auf dem Bildschirm und glauben, ihre Geheimnisse ergründen zu können. Eine wichtige Zukunftsaufgabe wird darin gesehen ein weltweites Informationsnetz aufzubauen, um es für den Fortschritt zu nutzen. Da man Tatendrang nicht von vornherein abwürgen soll, möchte ich nicht fragen, wem dieser Fortschritt eigentlich dient, weil man zwangsläufig wieder bei den Kapitalisten und dem Militär landet. Eines sollte aber klar sein: So wichtig diese Entwicklung in mancher Beziehung auch sein mag, mit unserem Denken und mit unserem Erleben und Überleben als Menschen hat das alles wenig zu tun. Es gibt eine Allverbundenheit in der Welt, die weit älter und umfassender ist als alle Datennetze. Nur wird sie immer schwerer erkennbar, weil wir dabei sind, unsere Denkstrukturen den von uns geschaffenen Systemen anzupassen. Das Metaphysische hat keinen Bildschirm, es unterliegt anderen Gesetzen und Denkmustern. Diese setzen Großzügigkeit gegenüber der althergebrachten Logik voraus. Wer hier auf Denkreise gehen will, muss auf das übliche 0815 verzichten und sich der Logik der Unschärfe bedienen. Wer sich auf Wissenschaftstheorien beschränken will, ich kann es keinem übel nehmen, sollte zu Hause bleiben und vom PC aus seine Probleme lösen. Er wird nicht weit kommen. Wer sich aber entschließt, auf Reisen zu gehen, muss von vornherein wissen, dass hier seine ganze Persönlichkeit gefragt ist und nicht Faktenwissen. Selbst eine geniale Folge von Mausclicks auf dem PC schafft keinen Durchblick. Der Denkreisende, der ewige Grenzüberschreiter, besucht Bereiche, die sich der Vernunftkritik entziehen,

Gebiete, die zwischen dem » Hier« und dem »Jenseits«, quasi im Nebelland liegen, die höher und weitgreifender sind als alle logischen und erkenntnistheoretischen Gefilde. Man wird von der Reise keine praktikablen Himmelfahrtsrezepte mitbringen, wohl aber Wege zu einem Frieden mit sich selbst. Man wird sich wieder einbinden in das, was die Menschen seit ihren Uranfängen bewegt hat, was sie überhaupt erst zu Menschen machte: Die Frage nach dem Übergeordneten, was immer das auch sein mag. Für die Denkreise ins Nebelland sollte man eine gefestigte Persönlichkeit haben. Das ist verständlich, denn wer die Weisheit liebt, läuft mit seiner eigenen Denkbiographie herum und wird nur das erkennen, was in sein eigenes Gemüt passt. Wer in seinem Erkennen mehr möchte als Textsammlungen, Strichlisten, Börsenkurse und Zahlenkolumnen, wer nicht auf selbst produzierten Datenfriedhöfen bestattet werden will, muss sich zu seinem Ich bekennen und wissen, dass sein Weg nicht eine von allen befahrene und befahrbare Autobahn sein kann. Entscheidend ist, dass man ankommt. Womit ich wieder am Anfang bin. Die Vorweihnachtszeit, Advent, die Ankunft. Das Wort wird Fleisch, das Unbegreifbare wird Mensch. Für den Denkreisenden ins Nebelland eine Tatsache, auch wenn sie weder der Erkenntnis- noch der Vernunfttheorie standhält.

Wir sollten die Adventszeit zu einer Reise in uns selbst nutzen. Nur so kommt man der Wahrheit näher, die ja primär nicht im Denken liegt, sondern im Fühlen, im unmittelbaren Aufleuchten einer Gewissheit des Herzens. Das Gefühl ist die Sprache der Seele. Wer nur seinen Verstand strapaziert und nie auf die Stimme des Herzens hört, wird eines Tages mit leeren Händen da stehen, wie der englische Feldherr Talbot in Schillers »Jungfrau von Orleans« und feststellen müssen: »So geht der Mensch zu Ende – und die einzige Ausbeute, die wir aus dem Kampf des Lebens wegtragen, ist die Einsicht in das Nichts und herzliche Verachtung alles dessen, was uns erhaben schien und wünschenswert«. Armer Talbot! Er kannte nur die materiellen Güter:

Ruhm und Ehre, Macht und Geld. Um glücklich zu sein, muss man nach den Schätzen graben, die im innersten der eigenen Seele verborgen liegen. Das Beste finden wir in uns selbst. »Willst du in die Ferne schweifen? Sieh', das Gute liegt so nah. Lerne nur das Glück ergreifen: Denn das Glück ist immer da.« Wer nur billiges Treibgut von Strömungen und Modetrends ist, kommt dort an, wo die Strömung ihn hinzieht und wird nie selbst über den Kurs entscheiden. Er strandet irgendwo an ödem Gestade.

Für die Reise in das Nebelland kommt es weniger darauf an, das Ziel der Reise zu kennen als den Hafen, von dem man aufgebrochen ist, und vor allem die Ladung, mit der man sich auf die Reise gemacht hat. Das Wesen der Erkenntnisreise ist nur die Suche nach der Wahrheit, nicht ihr Besitz. Die Wahrheit ist ein unmittelbares Erlebnis. Man kann nicht über sie streiten. Sie ist das Ergebnis der eigenen Erkenntnis, nicht das einer bestimmten Meinung. Zur Wahrheit gelangt ein jeder nur im Hinblick auf sich selbst, indem er in sich hineinblickt. »Erkenne dich selbst«, so steht es in der Vorhalle des Apollo-Tempels in Delphi, oder, wie Kant sagt: »Bestimme dich aus dir selbst.« Das ist der Anfang, und der ist schwer. Wie erkenne ich mich selbst? Ich rate jedem die »BILD«-Zeitung zu lesen, da erkennt man sehr schnell, was in einem steckt: Alles, worauf das Auge länger als vier Sekunden ruht. Versuchen Sie es mal und Sie werden über sich staunen. Das Wahre suchen bedeutet nicht, dass man das Wünschenswerte findet. Es fällt aber in jedem Fall leichter Hochmütigkeit und Selbstgefälligkeit fahren zu lassen. Auch das Stirnrunzeln über die Leser dieses Blattes glättet sich schnell. Glauben Sie mir, dieser Test ist wichtig auf dem Weg zur Selbsterkennung.

›Erkenne dich selbst‹ setzt die Frage voraus: Wer bin ich? Das ist der Wunsch, die Wahrheit über sich zu erfahren. Ein Schritt ins Unbekannte. Dazu muss man aus sich heraustreten und sich betrachten, – analysieren. Diese Trennung ist die Geburt des Bewusstseins, des Ichs, denn nur das Bewusstsein stellt die Frage nach der Wahrheit über sich

selbst, nicht das Sein. Zwar gilt nach Descartes »Cogito, ergo sum«, ich denke, folglich bin ich, aber dieses allgemeine Denken gibt nur Klarheit darüber, dass mein Sein ist, ich also als Lebewesen existiere, klärt aber nicht, was hinter dieser lebenden Materie steckt. Die Trennung des Bewusstseins vom Seienden bedeutet geistige Mühe und Arbeit, der sich viele gerne entziehen, zumal es den Verlust der Leichtigkeit des Seins bedeutet. Dafür erfährt man aber, wer man ist, als welcher Mensch man angelegt wurde.

Vier Fragen stellt Kant in seinem Versuch zur philosophischen Anthropologie: Was kann ich wissen? Was soll ich tun? Was darf ich hoffen? Die vierte Frage ist als neuer Satz deutlich abgesetzt: Was ist der Mensch? Der Mensch soll nach sich selbst fragen. Was bin ich? Unsere heutige Zeit scheint sich mit solchen Gedanken nicht großartig zu quälen, weil die Antwort nicht über Google abzurufen ist. Das moderne Gehirn, der Computer, hält keine Erklärung bereit. Ist ja auch nicht nötig. Der moderne Mensch weiß nicht, was oder wer er ist, er weiß auch nicht, dass er es nicht weiß, und damit ist er auch völlig zufrieden. Mit solchem Wissen lässt sich kein Geld machen. Wem nützt es also?

So bleibt dem Jetzt-Menschen nur eine klägliche Erkenntnis, die Jacques Monod in seiner Abhandlung »Zufall und Notwendigkeit« so treffend formuliert hat:

»Der Mensch weiß endlich, dass er in der teilnahmslosen Unermesslichkeit des Universums allein ist, aus dem er zufällig hervortrat. Nicht nur sein Los, auch seine Pflicht steht nirgendwo geschrieben.

Wenn er diese Botschaft in ihrer vollen Bedeutung aufnimmt, dann muss er endlich aus seinem tausendjährigen Traum erwachen und seine totale Verlassenheit, seine radikale Fremdheit erkennen. Er weiß nun, dass er seinen Platz wie ein Zigeuner am Rande des Universums hat, das für seine Musik taub ist und gleichgültig gegen seine Hoffnungen, Leiden oder Verbrechen.«

Wer jetzt lächelt und sagt: Ja, ja, der gute alte Jacques war schon ein komischer Kauz, macht sich die Sache mit der Le-

bensphilosophie zu leicht. Wenn wir alle unsere inneren Werte aufgeben und das Wahre, Gute, Schöne seine Bedeutung für uns verliert, sitzen wir in der Tat am Rande eines teilnahmslosen Universums, das gleichgültig gegen unsere Hoffnungen und Leiden ist. Und was ist dann? Es lohnt sich darüber nachzudenken, bevor es zu spät ist. Eine späte Erkenntnis ist stets besser als gar keine. Oft habe ich den Eindruck, dass wir uns einen Irrweg pflastern, für den wir auch noch selbstgefällig gelobt werden wollen. Aber –, nicht vergessen! Wir haben ein Ich-Bewusstsein und damit die Fähigkeit über unser Leben selbst zu bestimmen. Das ist auf den ersten Blick klasse, doch werden wir dadurch leider aus dem Paradies der Sorglosigkeit vertrieben. Der erwachte, Wahrheit suchende Geist will nicht nur wissen, wer er ist, sondern auch »was die Welt im Innersten zusammen hält.« Das ist keineswegs ein »dunkler Drang«, sondern der Wunsch nach Erkenntnis. Das ›Erkenne dich selbst‹ ist sicher ein guter Anfang, aber eben nur ein Anfang. Viele kapitulieren schon vorher und haben daher keinen Anfang. Wer sich aber selbst erkannt hat, diese Selbsterkenntnis ist natürlich subjektiv, was nicht das Geringste ausmacht, steht nun vor der nächsten Aufgabe, die Nietzsche mit dem Satz: »Werde, der du bist«, formuliert. Das ist die größte Aufgabe eines jeden Lebens, denn es geht um den Sinn des Lebens. Ich betrachte ihn aus der philosophischen Sicht, da mir die rein wissenschaftliche zu desillusionierend ist. So stellt Bertrand Russell beispielsweise fest, dass in der sichtbaren Welt die Milchstraße ein winziger Teil sei, in dem unser Sonnensystem ein unendlich kleiner Fleck wäre, in dem unser Planet ein mikroskopischer Punkt ist. Auf diesem Punkt kreuchten winzige Klümpchen unreinen Kohlenstoffs und Wassers von komplizierter Struktur mit ein wenig ungewöhnlicher physischer und chemischer Eigenschaft ein paar Jahre lang herum, bis sie sich irgendwann wieder in die Elemente auflösten, aus denen sie bestehen. Was Russell da so schön beschreibt, entspricht unserer naturwissenschaftlichen Logik. Alles Leben und damit auch

das menschliche, hat keinen Sinngehalt und ist nur ein ziel- und bedeutungsloser Zufall. Mit dieser Erkenntnis können Tiere und Pflanzen offensichtlich gut leben. Der Homo sapiens, der, der aufrecht geht und denkt, kann es nicht: weil er denkt, weil er über sein Schicksal nachdenkt. Er schafft sich, weil er es sich wünscht, ein Jenseits, in dem er weiter leben kann. Das bedeutet aber, dass er an eine übergeordnete Kraft glauben muss, die ein Interesse an ihm hat und ihm daher eine solche Zukunft garantiert. Der Grund eines solchen Interesses ist schwer zu finden. Da muss schon ein Gott herhalten, der sich um seine Geschöpfe sorgt, wie ein liebevoller Vater. Mit diesen Überlegungen sind wir natürlich weit von den Theorien des Naturalismus entfernt, der ja wenigstens noch den scheinbaren Vorteil hat, dass manches beweisbar ist und nicht einer gehofften Wünschbarkeit entspricht.

Mit der Sinnlosigkeit des Daseins kann der Mensch nicht leben, an die Schöpfungstheorie will er nicht glauben. Was bleibt ihm da als Lebenssinn noch übrig? An dieser Stelle baut uns Jean Paul Sartre eine geniale Brücke. Er sagt, dass Sinn und Zweck des Lebens nicht von vornherein gegeben seien, sondern dass ein jeder, weil er denken kann, seinen eigenen Sinn finden müsse. Jeder muss sich dieser Verantwortung stellen. Ein Umstand, vor dem wir uns nur zu gerne drücken. Deshalb akzeptieren wir unbedenklich jede banale Meinung, selbst auf die Gefahr hin, dass hierdurch unser Leben bedeutungslos wird. Wir verzichten leichtfertig auf die Selbstbestimmung unseres Daseinszweckes, obwohl sie die einzige Möglichkeit eines sinnvollen Lebens ist, sogar, wenn das Universum und alles, was zu ihm gehört, nur das Ergebnis blinder, zielloser Kräfte ist, und alles nur ein Zufall war.

Wenn wir unserem Leben einen Sinn geben, so muss es ein großer Sinn sein, ein Sinn, der allgemein ist, der in der Zukunft liegt. Er muss vorwärts gerichtet sein. Wer sich bemüht, wird irgendwann in der Helligkeit des gelebten Augenblicks an sein Ziel kommen. Adventus: Die Anknunft.

Es gibt zum Glück noch viele, die ankommen wollen, die sich auf den Weg ins Nebelland machen, weil sie die Sehnsucht treibt; die Sehnsucht, mit der, so Nelly Sachs, alles beginnt, weil im Herzen immer Raum für mehr ist, für Schöneres, für Größeres.